

Nr. 232 — Bydgoszcz / Bromberg, 11. Oktober — 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von **Hans Langkow.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Georg Bruck blickte um sich. Noch immer ergoß der Mond sein Licht über den glitzernden Spiegel der See.

Aber der Zauber der Stunde war nun endgültig verflogen.

Er wandte den Blick und schaute besorgt in das helle Gesicht des Mädchens, das da vor ihm stand, den Rücken den Deckaufbauten zugewandt.

Zum Teufel, wer konnte ein Interesse daran haben, dieses nette, harmlose und tapfere Mädel in die dunklen Ereignisse zu verwickeln, die sich offenbar um das Schicksal Bob Deals und um das Ziel dieser Expedition ballten?

Sie sahen sich in die Augen. Wieder hatte Georg Bruck das Gefühl eines gemeinsamen Verstehens, gegen das er sich vorhin schon mit aller Macht gewehrt hatte.

Mit jähem Erstaunen sah er, wie sich die Züge Kate Bowman blitzschnell veränderten. Die Augen weiteten sich, das Blut wich aus der Haut, der Mund öffnete sich zu einem Schrei.

Dann rissen ein paar kleine, aber fest zupackende Fäuste den Mann rasch und ungestüm beiseite.

„Obacht, Mister Bruck!"

Ein geschmeidiges, glänzendes Ding flog hart an den beiden vorbei und bohrte sich zitternd in die Holzwand, ein langes, spanisches Messer.

Es würde jetzt in Georgs Rücken stecken, hätte das Mädchen ihn nicht beiseite gerissen.

Das alles war in Sekunden geschehen.

Sekundenlang standen sie noch da, dicht nebeneinander, Hand in Hand, wie um sich gegenseitig zu schützen, der Mann und das Mädchen — den Blick zur gemeinsamen Abwehr in das Dunkel der Schatten zwischen Schornstein und Brückenaufbau gerichtet. Aus diesem Dunkel war die Waffe geschleudert worden, deren Perlmuttergriff und Stahlklinge, immer noch leise schwingend, heimtückisch im Mondlicht glänzten.

Georg Brucks Rechte tastete nach der Tasche. Er ließ die Hand sinken. Warum auch hatte er keine Waffe eingesteckt. Fühlte er nicht seit diesem Mittag, daß Gefahr auf diesen Planken war, tödliche Gefahr?

Er ballte die Fäuste.

„Gehen Sie in den Schatten, Miß Bowman!" befahl er, „es ist zwar nicht anzunehmen, daß der Bursche ein zweites Messer hat, aber er könnte vielleicht noch eine Schußwaffe haben. Ich will doch mal sehen, wie der Kerl aussieht."

Entschlossen löste er sich von dem Mädchen, aber es hielt ihn zurück.

„Es wäre Wahnsinn, Mister Bruck. In den Schatten, in den Schatten!"

Sie wollte ihn fortziehen in das schützende Dunkel. Da half die Natur den Menschen.

In diesem Augenblick zog eine dicke Wolke, die gen Norden reiste, über den Mond.

Es würde stockfinster über Meer und Schiff. Nur die Positionslichter glühten durch die Nacht.

Unwillkürlich legte Georg Bruck schützend den Arm um Kate Bowman.

So standen sie sekundenlang im Dunkeln, mit klopfenden Herzen, wartend, lauernd auf das, was aus der Finsternis kommen konnte, kommen mußte. War es nur die Spannung der Stunde, was ihre Herzen schneller schlagen ließ? Keiner von beiden hätte das sagen können.

Vor ihnen klang plötzlich ein Geräusch auf. Ein wütendes Auffauchen, wie das eines überraschten Raubtieres, ein Keuchen und rauhes Atmen, ein dumpfes Poltern auf den Planken, das Geräusch eines verbissenen Kampfes zweier Männer.

Georg Bruck hielt es nicht mehr. In ihm war der alte Kampfinstinkt erwacht.

Mit geballten Fäusten stürzte er sich blindlings, dem Geräusch nach, in die Finsternis.

Da im Dunkel des Brückenaufbaus kämpften zwei Männer. Bruck stieß zu ihnen. Blitzschnell sah er über sich undeutlich den Kopf eines Mannes sich vom Nachthimmel abheben. Es war Largins, der sich über das Geländer der Brücke beugte.

„Was zum Kuckuck ist da unten los?" fluchte er.

Bruck wußte es selber nicht.

Er fühlte nur weiche Körper, die miteinander rangen, fühlte Arme, Beine und Köpfe in wirrem Durcheinander und konnte doch nicht eingreifen, weil er nicht wußte, wer hier Freund oder Feind war.

Jetzt waren die beiden Gegner wieder auf den Beinen. Ein harter Schlag, und irgend jemand sank Georg Bruck in die Arme.

Gleichzeitig polterten schwere Schritte die Treppe der Brücke hinunter.

Largins kam. Eine dunkle Gestalt huschte im Dunkeln davon.

Der Mann in Brucks Armen hing wie ein Sack. Er schien etwas abbekommen zu haben. Jetzt bewegte er sich, fing an zu strampeln.

„Loslassen! Blöder Kerl! Der Lump ist entwischt."

Das war unverkennbar Fritz Recks Stimme.

Bruck ließ ihn los und stellte ihn auf den Beinen.

In diesem Augenblick hatte die schwere Nachtwolke ihren Vorbeimarsch am Mond beendet.

Silbern ergoß sich wieder das Licht über Schiff und Meer.

Da standen Georg Bruck, Fritz Reck mit einem gewaltig geschwollenen sich schon verfärbenden rechten Auge und Largins, der mit offenem Munde erstaunt auf die beiden sah.

Vom Achterdeck her huschte atemlos die weiße, schlanke Gestalt Kate Bowmans heran.

„Gott sei dank, Mister Bruck! Sie sind unverletzt!"
Ihre Blicke tasteten seine Gestalt ab, und ihr Atem ging freier.
Wenige Worte Brucks setzten den erstaunten Ersten ins Bild.
„Wo kommen Sie her, Reck?" fragte er dann den Deutschen.
Der Aushilfssteward des „Albatros" besah ärgerlich seine weiße Jacke, die von dem Kampf auf den Planken zerknittert und beschmutzt war.
„Das war so, Mister Bruck", erklärte er rasch und mit freiem Blick, „ich hatte mit dem Smutje noch in der Kombüse geklöhnt. Natürlich über die Sache mit der Funkkabine von heute Mittag. Und da mir die Gedanken nicht aus dem Kopf gingen, welcher Lump denn die Funkanlage zertrümmert haben kann, wollte ich noch ein bißchen an Deck gehen und frische Luft schnappen."
„Weiter, — weiter!" drängte Georg Bruck.
„Auf einmal sehe ich hier im Schatten der Brücke irgend etwas herumkrauchen. Ich pürsche mich in einige Entfernung heran. Da drüben bei den Aufbauten sehe ich Sie und Miß Bowman ganz deutlich im Mondschein stehen und sich unterhalten, und Sie, Mister Bruck, zeigten den Rücken."
„Ja, ja", Bruck stapfte ungeduldig auf, offenbar störte ihn die Schilderung seines Zusammenseins mit Miß Bowman.
„Plötzlich fliegt vor mir aus dem Dunklen ein Messer nach Ihnen, Mister Bruck. Mich packt die Wut und ich springe ins Dustere hinein und auf den Kerl. Den Rest haben Sie ja dann selbst erlebt, Chef."
Fritz Reck machte ein sehr betrübliches Gesicht. Offenbar wurmte es ihn, daß sein Gegner entkommen war.
Bruck hatte eine Frage.
„Haben Sie den Mann erkannt, Reck?"
Der Steward schüttelte den Kopf.
„Eben nicht, Mister Bruck. Das ist ja das traurigste."
Largins griff an die Mütze.
„Soll ich alle Mann an Deck pfeifen, Mister Bruck?" fragte er erwartungsvoll.
Bruck überlegte nur kurze Zeit.
„Nein, Mister Largins, das hatte wohl nach unseren Erfahrungen von heute Mittag keinen Erfolg. Dem Kapitän werde ich natürlich Bescheid sagen, auch Mister Ortez. Sonst bleibt die Sache unter uns. Um so sicherer wird sich der Bursche dann fühlen und vielleicht eine Unvorsichtigkeit begehen, bei der wir ihn fassen können. Gehen Sie ruhig wieder auf die Brücke."
„Aye, sir!" Schon stampfte Mister Largins wieder die Treppe zur Brücke empor.
„Und Sie, Reck, kühlen erst mal Ihr Auge. In unserer Kabine finden Sie im Apothekerkasten essigsaure Tonerde. Wenn Sie jemand fragt, dann sagen Sie, Sie seien in der Kombüse irgendwo angerannt."
Der Deutsche verzog sauer das Gesicht. Aber er hatte Disziplin.
„Jawohl, Mister Bruck", entgegnete er gehorsam und ging.
Nun waren Georg Bruck und Kate Bowman wieder allein im Mondlicht. Nur das Steuerruder knarrte und oben auf der Brücke ging Largins mit schweren Schritten auf und ab.
„Sie haben mir das Leben gerettet, Miß Bowman", sagte Bruck leise, „ich danke Ihnen."
Er streckte ihr die Hand entgegen.
Kate Bowman wich dem Blick des Mannes aus, der auf ihr ruhte, ein unsicherer Ausdruck trat in ihre Augen.
„Gern geschehen, mein Herr", rief sie in übertriebener Höflichkeit im Ton der burschikosen Studentin. Aber es war ein Bruch in ihrer Stimme.
Sie reichten sich die Hände. In dem gegenseitigen schweigenden Druck der Finger lag ein Gelöbnis treuer Kameradschaft.
Plötzlich fuhr Kate Bowman auf. Die Hände lösten sich.
„Mister Bruck!" rief sie lebhaft, „das Messer. Wir müssen das Messer holen. Vielleicht finden wir daran einen Anhaltspunkt, der uns den Täter entdeckt."
„Bravo, Miß Bowman."
Seite an Seite eilten sie zu der Stelle des Attentats. Ihre suchenden Blicke glitten über die Holzwand, vor der sie gestanden hatten.
Aber nichts war da, als eine tiefe, klaffende Wunde, in dem sauberen, weiß gestrichenen Holz.
Das Messer war fort.

*

„Verstehen Sie das, Mister Coxton?"
Zusammengesunken, mit einem verzweifelten, vor Erregung brennenden Gesicht, das im seltsamen Gegensatz zu ihrem übereleganten Reitanzug stand, sah Evelyne ten Schaulen aus ihrem breiten Schreibtischstuhl auf den Chikagoer Geschäftsmann, der unruhig Georg Brucks Arbeitszimmer durchmaß.
Von dem breiten Schreibtisch zum Geldschrank, der halb offen stand, und vom Geldschrank zur Tür. Hin und her.
In der Ferne verklang das Geräusch eines schweren Motors.
„So sagen Sie doch endlich etwas, James."
Unwillkürlich war ihr der, von früher so vertraute Vorname des Mannes über die Lippen gekommen.
Coxton blieb stehen und maß das Mädchen mit einem mitleidigen Blick.
„Lassen Sie mich selbst erst einmal etwas zur Ruhe kommen. Als mich Ihr Telephonanruf im „Amerikanischen Adler" erreichte, waren Ihre Angaben, Evelyne, verzeihen Sie, aber Sie sind nun mal für diesen geschäftlichen Kram nicht geboren — reichlich unklar und wirr."
Evelyne ten Schaulen fuhr hoch.
„Wollen Sie mir das vorwerfen, Mister Coxton?"
Wieder dieser mitleidige Blick.
„Nein, Evelyne, um Himmels willen nicht. Sie klagt niemand an. Wenn überhaupt jemand anzuklagen ist, dann liegt die Schuld bei einem anderen. Man überläßt einer Dame der Gesellschaft, die es nicht gewohnt ist, sich mit Kuhjungen und Landpomeranzen, mit widerspenstigen Inspektoren und jetzt auch noch mit gerissenen Advokaten herumschlagen, einfach nicht ein so großes Unternehmen, um auf Abenteuer auszufahren, um einen Landstreicher aus dem Urwald zu holen."
Er biß sich auf die Lippen, als habe er schon zuviel gesagt. Aber Evelyne ten Schaulen widersprach diesmal nicht.
Es waren ja nur Gedanken, die sie selber schon in stillen Stunden gedacht hatte.
Coxton riß sich zusammen.
„Wir wollen sachlich bleiben, Miß ten Schaulen. Der Rechtsanwalt Neagle, den ich eben noch bei Ihnen zu sehen das Vergnügen gehabt habe, hat Ihnen also bestimmte Forderungen gestellt? Ich ahne, es war nichts Gutes."
Evelyne ten Schaulen konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten.
„Nein, es war nichts Gutes. Kennen Sie Neagle überhaupt, Mister Coxton?"
Der Chikagoer nickte grimmig.
„Wenigstens seinen sogenannten Ruf. Er ist der größte Halsabschneider von Chikago, und das will schon viel heißen. Aber was hat der mit der Bruckfarm zu tun?"
Die Hände Evelyne zuckten nervös. Hilflos sah sie Coxton an.
„Ich verstehe das alles nicht, Mister Coxton. Ich habe ihm auch nicht genau zuhören können. Denn er sagte gleich, er wäre beauftragt, gegen die Bruckfarm zu klagen. Er zeigte mir eine Menge Papiere, Wechsel — alles Forderungen und Verbindlichkeiten, die Georg eingegangen sein soll. Rechnungen von Maschinenfabriken, Forderungen von Viehhändlern, von Verladern, von Banken — was weiß ich. Es ging um riesige Summen."
Coxton pfiff durch die Zähne.
„Aha, also ein Kesseltreiben. Irgend jemand muß die Passiven der Bruckfarm, die einzeln kaum nennenswert sind, aufgekauft haben. Jetzt werden sie von einem einzigen Gläubiger präsentiert. Das allerdings hält der Stärkste nicht aus. Und Georg Bruck ist nicht da."

Evelyne ließ den Blick sinken.

„Nein", sagte sie leise und bitter, „Georg Bruck ist nicht da."

Coxton warf ihr einen langen, prüfenden Blick zu.

Er seufzte hörbar.

„Ein Mal müssen Sie es doch wissen, Miß ten Schaulen. Ich war neulich in Chikago drinnen. Schließlich muß ich mich meiner Geschäfte wegen dort gelegentlich sehen lassen. Da sagte mir ein für gewöhnlich gut unterrichteter Geschäftsmann, es gingen Gerüchte um, daß es mit der Bruckfarm nicht zum Besten stünde, und — daß die Banken ihr in Zukunft keinen Kredit mehr gewähren würden. Auch sprach man von Mister Bruck selber nicht gut!

Das Mädchen fuhr auf.

„Was sagt man von Georg? Was kann man gegen Mister Bruck sagen?"

Coxton schien zu zögern.

„Ich will die Wahrheit wissen, Mister Coxton."

Der Chikagoer zuckte die Achseln.

„Ich glaube den Klatsch auf keinen Fall. Man behauptet Georg Bruchs Schwierigkeiten seien so groß, daß er vorgezogen habe, der Farm und dem Land den Rücken zu kehren. Daß diese angebliche Rettungsexpedition nur ein Vorwand sei, um fortzukommen."

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Ballwerfer.

Von Dr. Robert Nachtwey.

Märchen oder Wirklichkeit? — ist man versucht zu fragen, wenn man sich in das Buch Dr. Robert Nachtweys von den „Unsichtbaren Lebenswundern" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) vertieft. Mit Hilfe des Mikroskops schließt der Verfasser das Tor auf zu verborgener Schönheit und enthüllt ungeahnte Geheimnisse der Natur, die er in zahlreichen Zeichnungen und Mikroaufnahmen festgehalten hat. Photographien sind es, wie sie bisher kaum vorhanden waren. Wir steigen hinab in die Welt der kleinsten Wesen und sehen mit staunenden Augen die einfachsten und merkwürdigsten Tiere. Winzige Geschöpfe — und doch vollbringen sie Leistungen von vorbildlicher Zweckmäßigkeit. Die Fadenalgen als Brückenbauer, das kunstvolle Zellgefüge der Blätter, die Luftschächte und Wasserleitungsanlagen der Pflanzen und manches andere mehr zeigen uns, wie sinnvoll die Natur alles geordnet hat. Jedes Kräutlein am Wege ist ein technischer Musterbetrieb, eine Fabrik, die mit Sonnenkraft arbeitet und hochwertige organische Nahrungsmittel herstellt. Da nach ewigen Gesetzen auch in dieser Welt des Mikrokosmos das Leid niemals ausstirbt, erleben wir Kämpfe auf Leben und Tod und manches tragische Schicksal. o beobachten wir Parasiten bei ihrer zerstörenden Arbeit, schleichende Raubtiere beim Morden, fleischfressende Pflanzen mit Fallen und Leimruten auf Tierfang. — Wir entnehmen dem wahrhaft schönen Buch einen Abschnitt:

Auch im verborgensten Winkel schafft die Natur noch edle Formenschönheit und zaubert Leben aus Verwesung und Tod hervor. Wir sehen ein Pilzwesen, das ebenso zierlich wie winzig ist. Seine ganze Länge beträgt nur etwa zwei Millimeter. Glitzert es nicht im Morgentau, als wäre es mit echtem Perlenschmuck behängt! Sein Leib ist wie ein feingeschliffener Kelch aus Kristallglas, und oben darauf sitzt ein feingeformtes Köpfchen, das eine schwarze Kappe trägt. Dieser Pilz beweist uns durch sein Dasein, daß die Natur selbst an solchen Orten Schönheit hervorbringt, von denen unsere Augen sich voll Verachtung abwenden Dieser kleine, glitzernde Geselle erlabt sich nämlich königlich und mit erlesenem Geschmack an einer besonderen Kost, die ihm sicherlich äußerst delikat erscheint. Man findet ihn einzig und allein auf dem Dung von Pflanzenfressern, mag er nun von Rindern, Pferden oder Hirschen stammen. Mit unsichtbar feinen, weißen Fäden (Hyphenfäden) durchspinnt er seinen Nährboden, wie es alle Pilzwesen tun. Alle Fäulnisbewohner gewinnen ihre Nahrung aus zersetzten organischen Massen. Sie gehören nicht zu den „Parasiten", jenen mörderischen Pilzen, die sich gierig auf Pflanzen, Tiere oder Menschen stürzen. Jedenfalls wären wir sehr engherzig und eingebildet, wenn wir unser hübsches Pilzlein wegen seines ungewöhnlichen Speisezettels verachten wollten. Es ernährt sich doch viel ehrbarer als einer seiner nächsten Verwandten, der „Kopfschimmel", der uns das Brot aus dem Keller stiehlt. Wenn wir dies bedenken, wird uns das zierliche Gewächs schon sympathischer, aber wir werden ihm noch viel mehr Zuneigung entgegenbringen, wenn wir erst von seinen erstaunlichen Fähigkeiten hören.

Aus einem einzigen Ast eines weißen Hyphenfädchens wächst es empor, und wie schnell es Gestalt gewinnt! Am Abend sehen wir nichts weiter, als daß ein Fädchen an seinem Ende ein wenig keulenförmig anschwillt und schwarzen Farbstoff ansammelt. An nächsten Morgen aber, wenn wir erwachen, ist der zierliche Kelch schon völlig ausgebildet und das schwarze Köpfchen abgegrenzt. Über Nacht ist das schmucke Bürschlein ausgewachsen.

Wie alle Pilze gehört es zu den „Sporenpflanzen". Sein edelgeformtes Köpfchen ist das Wichtigste an ihm; denn es enthält eine Menge winzig kleiner Fortpflanzungszellen, die man „Sporen" nennt. Jede einzelne von ihnen kann auf geeignetem Nährboden wieder einen zarten Pilz auskeimen lassen und so die Art erhalten. Das Köpfchen ist also ein Sporenbehälter oder, wie man auch sagt, ein „Sporangium". Bei vielen Sporenpflanzen finden wir ähnliche Kapseln für die wertvollen Fortpflanzungszellen. Alle diese Sporangien öffnen sich eines Tages und verstreuen ihren Inhalt, ja, sie haben oft bestimmte Einrichtungen, um die Sporen hinauszuwerfen, wie z. B. „Schleuderzellen". Auch ist häufig dafür gesorgt, so besonders bei den Farnen, daß die Sporenkapseln nur bei trockenem Wetter sich öffnen, damit die Sporen vom Winde weit fortgeführt werden.

Unser Pilz aber hat etwas ganz Besonderes für sich allein ausgedacht. Eine großartige Erfindung hat er gemacht, die so ausgezeichnet funktioniert, daß sie gerade im Zeitalter der Technik einen Preis verdient hätte. Dem silberglänzenden, kelchförmigen Sporangienträger fällt dabei eine ganz besondere Aufgabe zu. In ihm steigert das Pflänzchen den Druck des Zellsaftes bis zur äußersten Spannung. Fast immer geschieht diese Zusammendrängung von Zellwasser während der Nacht. Vom Abend bis zum Morgen schwillt der zuerst ganz zarte, fadenförmige Sporangienträger zum kelchförmigen Wasserbehälter an. Durch weiteren Zustrom von Zellsaft wird er allmählich unter hohen Innendruck gesetzt. Während in nächtlicher Stille das Köpfchen sich formt, sich deutlich abgrenzt und in seinem Innern durch Zellteilungen die Sporen erzeugt, wird unter ihm der „Kompressor" ausgebaut und voll Wasser gepumpt. Immer höher und höher steigt der Druck, aber noch hält das Gefäß ihm stand, noch ist das Sporangium mit der Kelchmündung verwachsen. Der zierliche Ball ist durch eine feine Membran am Kelchrand befestigt. Mit dem Ansteigen des Wasserdruckes unter dem Köpfchen aber dehnt sich diese zarte Haut mehr und mehr und ist schließlich bis zum Zerreißen angespannt. Und endlich, meistens in einer Vormittagsstunde, kommt der große Augenblick: Der zarthäutige Ring, der das Bällchen noch festhält, zerreißt ganz plötzlich und öffnet damit den Kelch. Der unter Druck stehende Zellsaft schießt jäh hervor und schleudert das Köpfchen mit großer Wucht zehn Zentimeter weit oder noch weiter. Mit diesem großartigen Wurf hat der Sporangienträger seine Aufgabe erfüllt und sinkt in sich zusammen.

So betätigt sich unser merkwürdiges Pflänzchen als Ballwerfer im wahrsten Sinne des Wortes und folgt damit einem mächtigen Naturgesetz. Wir sehen ja auf Schritt und Tritt, daß die Kinder der Pflanzenwelt frühzeitig von ihrer Mutter getrennt werden, damit sie auf eigenem Grund und Boden auch genügend Nahrung finden. In Erfüllung dieses Gesetzes haben sich viele Gewächse interessante Einrichtungen geschaffen. Denken wir nur an die zahllosen verschiedenen Flugapparate bei Früchten und Samen. Dieses Wegschleudern der Sporenkapsel geschieht also nur zum Wohl der Nachkommenschaft. So stößt die Pflanze ihre Kinder von sich, damit sie auf eigenem Grundstück selbständig werden können. Große, ewige Gewalten wachen darüber, daß alles Erbgut erhalten bleibt und in eine ferne Zukunft weitergereicht wird. Die Natur sorgt für alles keimende Leben, weil sie die Arten erhalten will. Deshalb werden viele junge Geschöpfe mit nahrhafter Milch gesäugt, bauen die Vögel kunstvolle Nester und ziehen ihre Jungen mit aller Aufopferung groß. So erhielt auch unser Pilzlein die Mittel, seine Sporenzellen weit fortzuschleudern. Die Wissenschaft aber gab dem glitzernden Bürschlein den Ehrentitel „Pilobolus", das heißt „Ballwerfer".

Man mache einmal den Versuch, die Entstehung dieser eigenartigen Schleudereinrichtung mit Darwins Zufallslehre zu erklären. Man wende also die Formel an: „Wer zufällig so abänderte, der allein blieb im Daseinskampf übrig!" Dann aber schaue man auf das ungeheure Heer der Pilzarten, die

ihre Sporen überhaupt nicht fortschleudern können und die trotzdem in weitester Verbreitung herrlich leben. Man wird begreifen, daß mit jener Formel hier nichts erklärt werden kann. Auch die nächsten Verwandten des kleinen Ballwerfers (die Mucorineen), di häufig auf ganz ähnlichem Nährboden leben wie er selbst, haben keine Schleudereinrichtung und zeigen dennoch überall reiche Entfaltung. Die Sporen wegzuschleudern, ist für die Verbreitung der Art sicherlich nützlich, aber gar nicht unbedingt notwendig, denn auch der Wind kann die winzigen Zellen forttragen, wie uns ein unermeßliches Heer von Pilzarten beweist. Die Natur hat nicht nur das Notwendige hervorgebracht, sondern überall durch Erfindung des Nützlichen die Entwicklung in ganz neue Bahnen getrieben. Freischaffend hat sie auch Luxus erzeugt, wie uns die strahlende Schönheit vieler Wesen, die Farbenpracht unzähliger Vögel und Schmetterlinge eindringlich genug zeigen.

Ein interessanter Versuch offenbart uns an unserm schönen Pilz neue, ungeahnte Fähigkeiten. Wir züchten das Pflänzchen auf ein wenig Rinderdung, und zwar am besten auf einer ganz schrägen Fläche. Über die Zuchtschale stülpen wir ein Kästchen, das nur ein winziges kleines Glasfenster aufweist. Schon nach etwa 24 bis 30 Stunden erscheint unser Pilobalus, und bald darauf sehen wir auch seine blanken, kristallhellen Sporangienträger glitzern. Wenn wir nun unsere Ohren recht fein spitzen, so können wir hören, wie die „Ballwerfer" das Glasfenster bombardieren. Alle schleudern sie ihre schwarzen Köpfchen mit fabelhafter Treffsicherheit gegen die Scheibe. Weil die Sporangien aber klebrig sind, so bleiben sie am Glase haften, und wir finden die winzigen Geschosse fast alle in der Mitte des Fensterchens. Unsere Pilzchen schießen also gerade so gut wie eine Versammlung von lauter Schützenkönigin. So fein empfindlich ist dieses Pflänzchen für das Licht und besonders für die Einfallsrichtung der Lichtstrahlen. Mit der Lupe erkennen wir nun auch ganz gut, daß die kleinen Ballwerfer alle auf das Fenster zielen. Durch die Schrägstellung der Nährbodenfläche wird es besonders deutlich, weil sie zu dieser schiefen Ebene in ganz verschiedenem Winkel eingestellt sind.

Diese feine Lichtempfindlichkeit ist für einen Pilz doch recht seltsam. Daß eine grüne Pflanze zum Lichte strebt und mit ihren Blättern das Licht auszunutzen trachtet, ist nicht verwunderlich; denn sie braucht ja die Sonnenkraft, um organische Nährstoffe herzustellen. Aber was hat dieser Pilz mit dem Licht zu tun? Er hat ja keine Chlorophyllkörner in seinen Zellen und ist deshalb völlig unfähig, die Sonnenkraft einzufangen. Und doch muß gerade diese gesteigerte Lichtempfindlichkeit ihren geheimen biologischen Sinn haben. Weshalb liebt dieser Pilz so ausgesprochen das Licht, daß er seine Fortpflanzungszellen stets dahin schleudert, wo es am hellsten ist? Vielleicht spielt das Licht in seinem Stoffwechsel doch irgend eine Rolle, die wir nicht kennen? Oder soll nur erreicht werden, daß seine Nachkommen in wohliger Wärme aufwachsen, handelt der Pilz so, als ob er wüßte, daß Wärme meist dem Lichte verschwistert ist?

Ein glitzerndes Pflänzchen haben wir kennengelernt, das dort in Schönheit lebt, wo wir nichts Edles vermutet haben. Es hat weder Augen noch Muskeln, aber es wendet sich doch zum Lichte hin und wirft sein Bällchen mit kühnem Schwung den wärmenden Strahlen entgegen.

Die Kühe haben Indien ruiniert!

Die Hindus dürfen kein Rindfleisch essen!

Wie erklärt sich die durchschnittliche Armut in einem so reichen Land wie Indien? Aus umfassenden Untersuchungen hat man das Ergebnis gewonnen, daß die Kuh die wichtigste Ursache der indischen Armut ist. Das klingt widersinnig, aber es ist so, wie aus den folgenden Beweisen hervorgeht.

Wer mit dem Auto Indien durchquert, dem begegnet mehr als einmal ein Zwischenfall, der zum indischen Alltagsleben gehört. Eine Kuh hat sich auf die Straße gelegt und den gesamten Fahrverkehr unterbrochen. Niemand wagt es, sie mit Ermahnungen, Drohungen oder Schlägen von diesem selbstgewählten Ruheplatz zu vertreiben. Man wartet, bis sie sich entschließt, den Weg freizugeben. Wenn die Kühe in die Gärten, in die Plantagen und Felder eindringen, wenn große Kuhherden in die Wälder mit jungem Grün vorstoßen und dort alles vernichten, was ihnen vor die Füße und vor das hungrige Maul kommt, — auch dann wagt niemand, die Tiere daran zu hindern. Denn sie sind nach der Auffassung des frommen Hindus eine heilige Tiergattung, der aller Schutz gewährt werden muß.

Aus einer Schätzung der letzten Jahre geht hervor, daß auf der ganzen Welt rund 690 Millionen Rinder — Kühe, Ochsen, Stiere, Kälber, einschließlich der Wasserbüffel — leben. Und von diesen 690 Millionen Lebewesen aus der Gattung des Rindes entfallen auf Indien allein 215 Millionen. An sich wäre ein solcher Viehbestand ein großer Reichtum. Aber in Indien ist es genau umgekehrt. Denn man kann ja aus den Tieren auf Grund der merkwürdigen religiösen Auffassung keinen Nutzen ziehen.

In Europa oder Amerika wäre die Lösung des Problems sehr einfach. Ein solcher Überschuß an Rindvieh ist unwirtschaftlich. Man müßte also die überzähligen Tiere schlachten. Der Weltmarkt wäre schon aufnahmefähig für das Fleisch. Theoretisch gibt es auch in Indien genug Hunger, der mit diesem Fleisch gestillt werden könnte. Aber — der Hindu darf kein Kuhfleisch, kein Ochsenfleisch essen. Also bleiben nur die 200 000 Europäer in Indien (einschließlich der britischen Armee auf indischem Boden) und die Mohammedaner übrig. Doch sie verzehren nicht annähernd so viel Fleisch, wie dies in Europa oder Amerika üblich ist.

Die einzige Möglichkeit, den Rindviehbestand in Indien herabzusetzen, ohne die Hindus in ihrer religiösen Auffassung zu kränken, besteht darin, daß man die Tiere in ein regelrechtes Altersheim bringt und dort, nach Geschlechtern getrennt, so lange hält, bis sie eines natürlichen Todes sterben. Es ist übrigens bemerkenswert, daß die indischen Kühe die besten Tiere der Welt sind. Man hat indische Kühe nach den Philippinen und in andere tropische und subtropische Gebiete exportiert, man hat sie nach Texas und in die Südstaaten der USA gebracht, um den dortigen Bestand an Rindvieh zu verbessern.

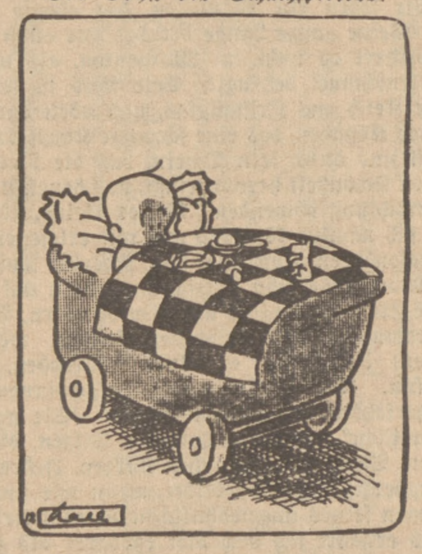
Ganz langsam setzt sich bei den modernen indischen Wirtschaftlern die Überzeugung durch, daß man bei einer Auswertung der Milch und des Butterfettes allein aus dem Rindvieh für Indien eine Quelle des Reichtums aufbauen könnte. Doch nur schwer lassen sich die alten Vorurteile überwinden. Man kämpft gegen religiöse Überzeugungen, die im Laufe von Jahrtausenden sich tief in die Vorstellungen des Hindus eingepflanzt haben.



Lustige Ecke



Der Sohn des Schachspielers.



Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.